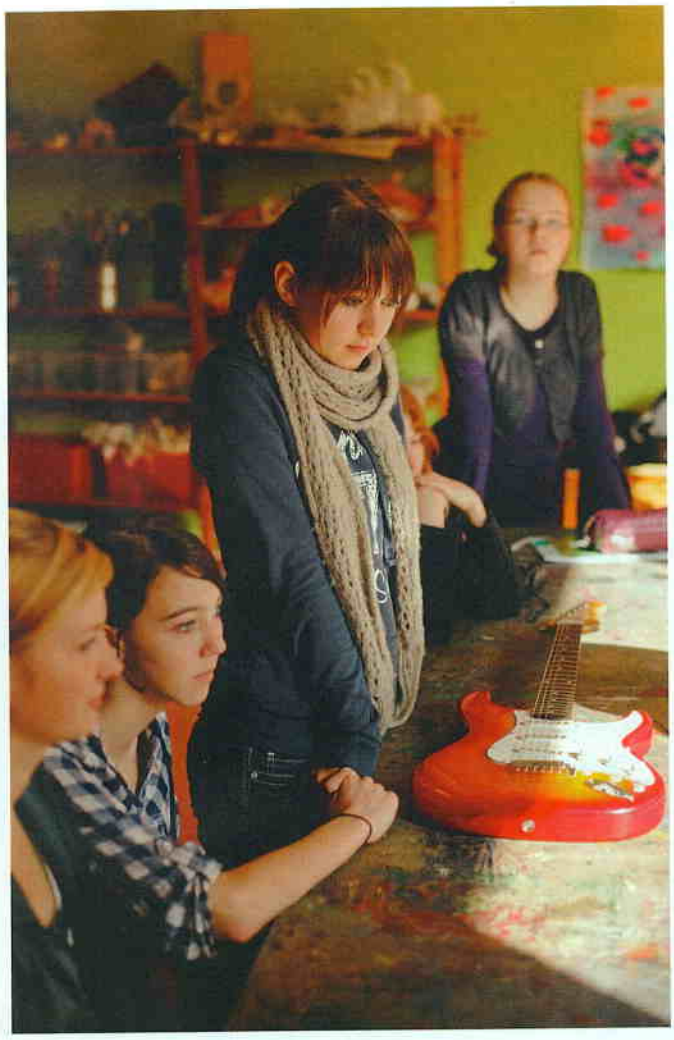
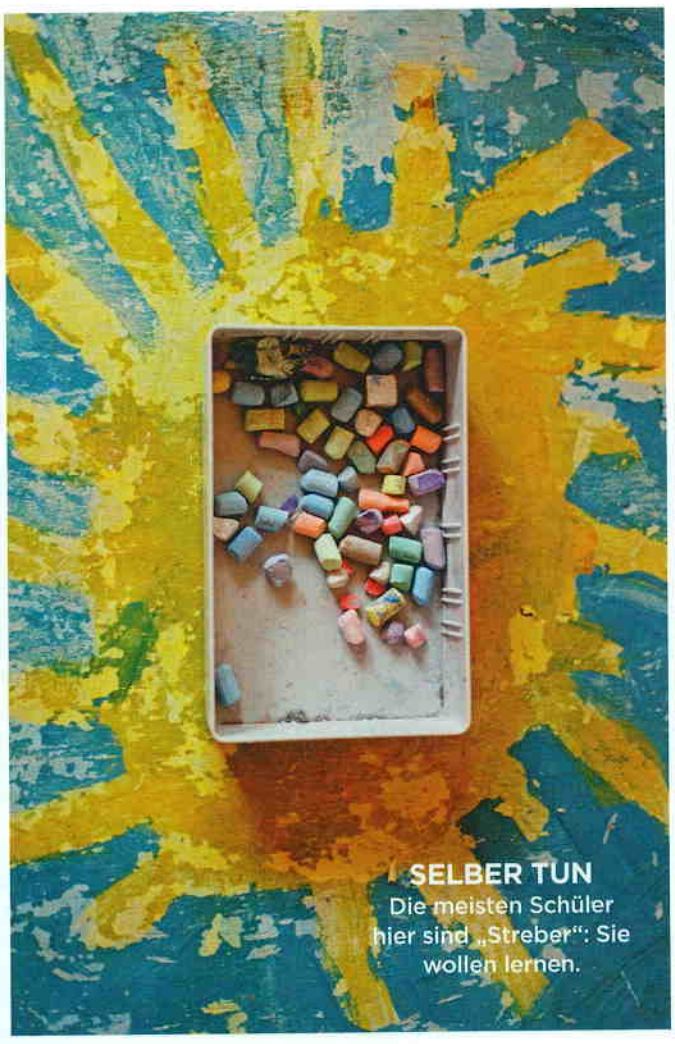




SELBER TUN
Die meisten Schüler hier sind „Streber“: Sie wollen lernen.

Planet des Lächelns

Die Montessori-Schule Huckepack in Dresden

Im März bluteten Sarahs Finger. Da hatte sie tagelang mit ihrer Schulfreundin Lydia ein Hasengehege gebaut und sich immer wieder am Draht gestochen. Im August raubte ihr Kälte den Schlaf, nachts im Zelt neben dem Kloster Altzella. Ihre Klasse hatte dort Bühnen aufgebaut für das Erzähl-Festival Magia Mundi. „Wir kamen uns vor wie billige Arbeitskräfte“, schimpft die 14-Jährige.

Die Schülerin ist hübsch, ihr Haar glänzt wie Kupfer, grobe Ketten und Armbänder betonen ihre Zierlichkeit. Zart ist sie und zäh. Trotz schmerzender Hände und durchfrorener Nächte hat Sarah nicht aufgegeben. Im Nachhinein fand sie die Herausforderungen sogar positiv: „Man sieht hinterher, was man geschafft hat.“

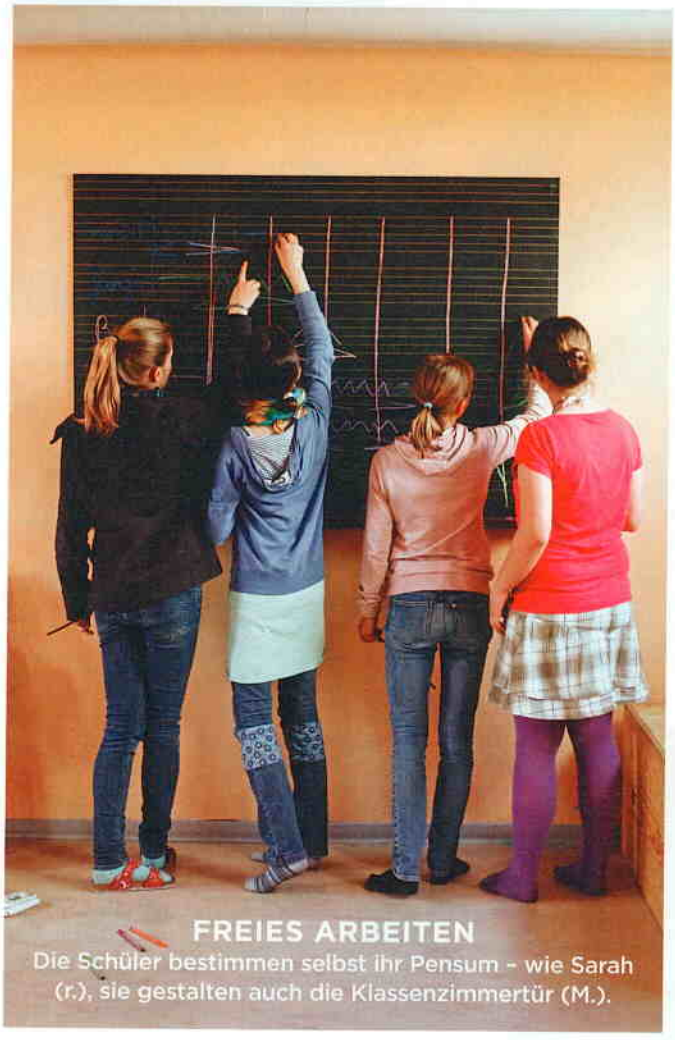
Zielstrebig ist Sarah auch. Wenn ihr Physiklehrer ihnen zu viele Anekdoten erzählt, dann weist sie ihn schon mal darauf hin, dass noch Lehrstoff anliegt. An ihrer Schule tun das schließlich alle. Die meisten Schüler sind das, was anderswo „Streber“ heißt und was sich so viele Eltern wünschen: Kinder, die lernen wollen. Für sich selbst und nicht für den Lehrer, und auch nicht für Noten. Die gibt es hier sowieso erst ab Klasse 9.

Von klein auf durfte Sarah ihr Lernpensum selbst bestimmen. Im Klassenraum der Erst- bis Drittklässler standen schon damals die penibel aufgeräumten Regale mit den berühmten Montessori-Materialien: die goldenen Perlen für die Grundrechenarten, die Fühlbuchstaben, das „Pythagorasbrett“. Den Raum teilen sich heute die „Kichererbsen“, 22 Abc-Schützen. Ein Junge legt bäuchlings eine Art Tangram, ein anderer dividiert mit Murmeln, drei Kinder buchstabieren, fünf hocken im Schneidersitz und ertasten Tetraeder.

Jeder tut etwas anderes. Alle tun es leise, auch die Lehrerin, die hier „Betreuerin“ heißt. Weil sie nicht unterrichten soll, sondern das Montessori-Motto erfüllen: „Hilf mir, es selbst zu tun“. Sie regt an, schaut zu, erteilt flüsternd Rat.

Einer der Knirpse ist Sarahs Bruder. Jeden Tag komme er begeistert heim, erzählt die große Schwester fast neidisch, und prahle mit seinen Fortschritten. Ihr selbst schmeckt die Schularbeit nicht mehr so, gesteht sie, „die vielen Tests und Arbeiten sind ganz schön stressig“.

Sarah will in einem Jahr ihre mittlere Reife machen und danach Abitur. Etwa die Hälfte der Dresdner Montessori-Schüler macht Abi. Da gilt es, die staatlichen Lehrpläne einzuhalten – neben den



FREIES ARBEITEN
Die Schüler bestimmen selbst ihr Pensum – wie Sarah (r.), sie gestalten auch die Klassenzimmertür (M.).

jährlichen Klassenreisen, den Berufspraktika, den vielen Theater-, Film-oder Pflanzprojekten. In der Mittelschule erprobt die Schule eine Mischform zwischen regulärem Schulunterricht und Montessori-Didaktik. Phasen, in denen ein Lehrer an der Tafel Stoff einführt, wechseln ab mit Phasen, in denen jeder Schüler für sich neue Inhalte erarbeitet.

„Bist du bereit für den Trip deines Lebens?“, fragt eine Postkarte auf Sarahs mit Sprüchen beklebter Klassenraumtür. Unter „Ich geb im Bett immer Gummi“ warnt ein schwarzgelbes Klebeband vor Atomkraft. Willkommen auf dem „Planet of Smile“, wie die Klasse heißt.

Die 24 Schüler hier sind – montessoritypisch – altersgemischt, Siebt- bis Neuntklässler. Fachunterricht bekommen die Neuntklässler aber getrennt von den Jüngeren. Gemeinsam beginnen alle den Tag mit Morgenkreis und mit Freiarbeit. Jeder sucht sich eigene Aufgaben: Vokabeln üben, Gleichungen lösen, am Klassencomputer recherchieren. Computer gibt es ab Klasse 4, nach einer Unterweisung im kritischen Umgang mit dem Internet.

Wenn der Lärmpegel zu hoch wird, ertönt ein „Ping“. Dann hat jemand, der sich gestört fühlte, die Klangschale betätigt – mal ein Schüler, mal der Betreuer.

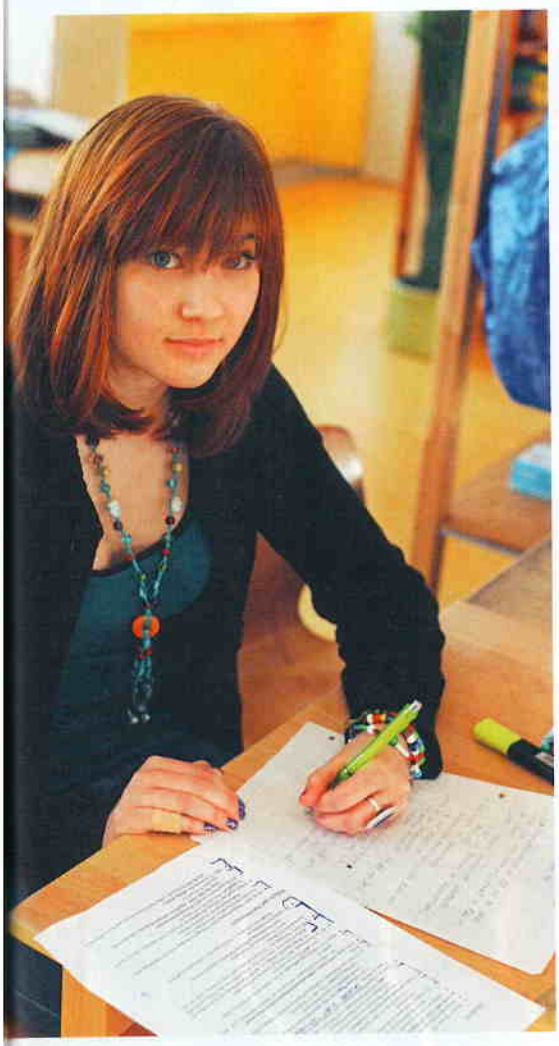
Die Dresdner Montessori-Schule Huckepack wurde 1995 von Eltern gegründet. Sie sind die Träger der freien Schule, die inzwischen auch ein dreijähriges Wirtschaftsgymnasium nach der Mittelschule anbietet. Huckepack ist der Versuch, eine Schulalternative anzubieten, die der Entwicklung jedes Kindes gerecht wird. Dazu gehört neben der intellektuellen auch die soziale Reifung: Bis Klasse 10 sind behinderte Kinder integriert, egal ob Down-Syndrom-Betroffene oder Schwerhörige. Die Wände des einstigen DDR-Schulbaus haben Eltern getüncht; sie pflegen auch die kostbaren Materialien.

Die Prozesse gegen Etatkürzungen seitens des Landes führen juristisch versierte Väter. Hans von Egidy, ein ruhiger, großer Mann, ist hauptberuflich Richter und ehrenamtlich Elternvertreter. Ein aufwendiger Job: „Da fliegen auch mal die Fetzen. Wir identifizieren uns eben alle sehr mit der Schule.“

Der Kontakt mit Montessori begann 2001: Sohn Konstantin kam auf der staatlichen Schule nicht zurecht. Der Wechsel zu Montessori sei „die Rettung“ gewesen, sagt der gebürtige Münchner. Der jüngere Sohn kam gleich zu Huckepack, „dabei hätte ich mir eine Privatschule nie vorstellen können“. Konstantin gehörte zum ersten eigenen Abi-Jahrgang der Schule. Andere seien auf ein staatliches Gymnasium gewechselt fürs Abitur. „Die Wechsler“, berichtet der promovierte Jurist zufrieden, „haben sich dort gut geschlagen.“

Montessori, betont Egidy, sei „keine Weltanschauung“, Eltern und Lehrer seien „engagiert, aber unideologisch“. Das ist, neben dem nicht lehrerzentrier-

„Wir identifizieren uns alle sehr mit der Schule.“



MONTESSORI

Das Kind als Autodidakt und Erforscher

Sie war die erste promovierte Ärztin Italiens, aber ihren Weltruhm erlangte sie als Pädagogin. Maria Montessori (1870 bis 1952) entdeckte bei ihrer Arbeit in der Psychiatrie, dass geistig zurückgebliebene Kinder sich durch pädagogische Angebote weit besser als durch medizinische Maßnahmen entwickelten. 1907 wurde sie darum gebeten, in einem Armenviertel Roms eine Tagesstätte für Kinder einzurichten. In ihrer „Casa dei Bambini" testete Montessori ihr Material erstmals an „normalen" Kindern – Einsatzzylinder zum Stecken oder Tastbuchstaben zum Ertasten. Es kam zu wundersamen „Schreibexplosionen" bei Vierjährigen. Und eine Dreijährige ließ Montessori staunen: Die Kleine war so vertieft in das Stecken von Hölzern, das sie sich durch nichts stören ließ. Wie in Trance wiederholte das Mädchen die Tätigkeit. Diese Konzentration auf eine selbstgewählte Arbeit bildet das zentrale Moment der Montessori-Pädagogik. International verbreitete sich die Erziehungsmethode durch Montessoris Bücher und Vortragsreisen in alle Welt.
Rund 300 Grundschulen und 100 weiterführende Schulen arbeiten in Deutschland nach Montessori-Prinzipien. Die Schulen der Sekundarstufe sind je nach Bundesland verschieden, es gibt auch Montessori-Gymnasien. In Bayern findet man eher Hauptschulen mit „Quali" bis zur mittleren Reife und aufbauende Fachoberschulen. Anderswo sind es Integrierte Gesamtschulen, teilweise mit Sekundarstufe II, so in Hessen oder Niedersachsen. Neben freien oder konfessionellen Montessori-Schulen gibt es etwa in Nordrhein-Westfalen, Berlin und Baden-Württemberg auch öffentliche. Letztere erheben kein Schulgeld, erfüllen dafür nicht immer alle Montessori-Prinzipien. Dazu gehören: altersgemischte Klassen, Lernen im eigenen Tempo anhand der Materialien, der Lehrer als „Lehrbegleiter" auf Augenhöhe sowie die „kosmische Erziehung" Montessoris. Die Beziehung der Dinge untereinander, vom Atom bis zum Planeten, sollte Schülern stets vermittelt werden, empfahl die Naturforscherin. Zusammenhanglose Details zu lehren sei müßig.

ten Unterricht, ein wesentlicher Unterschied zur Waldorf-Schule. Vielleicht rührt daher auch der humorvolle, selbstkritische Umgangston hier. Jede freie Schule ist ein Unikum, ein eigenes Universum. Da sie nicht direkt der Schulaufsicht unterliegt, etabliert sie ihre eigenen Normen.

Bei Huckepack sprechen die Schüler ihre Lehrer mit Vornamen an. „Wir sind eine Duz- und Hausschuh-Schule", sagt Kati Gebhard, eine der Schulleiterinnen. Sie verströmt gute Laune und Energie, genau wie ihre Kollegin. „Unsere Schule ist ein lebendiger Organismus", sagt Rektorin Evelyn Kausch. Huckepack, findet die Sozialpädagogin, die hier vor fast 20 Jahren als Mutter im Elternverein anfing, sei gar keine echte Schule. „Wir leben hier. So, wie man in einer Familie lebt."

Gerade hat Huckepack 2500 Hektar Land in der Sächsischen Schweiz gepachtet. Jugendliche brauchen mehr Platz zum Arbeiten, als ein Klassenzimmer bietet, befand Maria Montessori und entwickelte den „Erdkinderplan". Ältere Schüler sollen Felder bestellen, einen Hofladen betreiben, eine Pension führen. Montessori ging davon aus, dass der Mensch am besten mit allen Sinnen und auch durch Arbeiten lerne – Geld verdienen inklusive. „Wir werden einer Klasse jetzt die Verantwortung für die Urbarmachung des Geländes übertragen", erklärt Kausch, „das wird spannend".

Die Schule ist ein Erfolg, den Leiterin Gebhard regelmäßig als Fluch empfindet – der Andrang ist zu groß. „Ich habe letzte Woche 150 Ablehnungen rausgeschickt", sagt sie, „da brechen Träume zusammen." Bereits für die derzeitigen 373 Schüler von Klasse 1 bis 13 sei das alte Schulgebäude eigentlich zu klein.

Quereinsteiger nehmen sie ungern an. „Sie sind nur schwer integrierbar", hat Gebhard festgestellt, „wer nicht schon in der Grundschule unsere Form des eigenverantworteten Lernens kennengelernt hat, ist damit erst mal überfordert."

„Planet of Smile"-Bewohner Vinzenz hatte Glück. Der 14-Jährige durfte vor zwei Jahren zu den Montis. Zuvor war der Junge, der mit lauter, tiefer Stimme die weichen Gesichtszüge wettzumachen sucht, auf dem Gymnasium. „Da war's echt anstrengend. Wir mussten andauernd mit Sack und Pack den Raum wechseln, wir hatten Frontalunterricht und viele Hausaufgaben. Wenn wir nicht spurten, gab's blaue Briefe nach Hause." Ständig habe er Kopfweh gehabt.

Von diesen Schmerzen ist der Redakteur der hauseigenen Schülerzeitung „Der Schuh" jetzt kuriert. „Hier macht lernen Spaß." In den 90-Minuten-Stunden schaffe man „ordentlich was". Und die Lehrer seien besser, „weil sie uns als Menschen sehen und wir auch Sachen machen, die nicht im Lehrplan stehen". Vinzenz baut gerade eine Modelljolle aus Spanholz mit Fernsteuerung.

Außerdem seien alle netter zueinander. Kein Spott mehr wegen seiner langen Haare. Und er hat entdeckt, was es bringt, den Jüngeren in seiner Klasse Dinge zu erklären. „Dabei merke ich, was ich schon kann und was nicht."

Vinzenz bringt es auf den Punkt: „Die Motivation ist hier besser. Die Rechtschreibung schlechter."

FOTOS: SIMON KOY / SPIEGEL WISSEN